GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Psychosoziale Beratung und Genderrelation

Großmaß, Ruth; Schmerl, Christiane

2004

https://doi.org/10.25595/1112

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Großmaß, Ruth; Schmerl, Christiane: *Psychosoziale Beratung und Genderrelation*, in: Glaser, Edith; Klika, Dorle; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft (Bad Heilbrunn / Obb.: Klinkhardt, 2004). DOI: https://doi.org/10.25595/1112.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

HANDBUCH
GENDER UND ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT

herausgegeben von

Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel



2004

VERLAG JULIUS KLINKHARDT • BAD HEILBRUNN / OBB.

Für Prof. Dr. Doris Knab
zum 75. Geburtstag

Die Deutsche Bibliothek – Cip-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

2004.7.Ll. © by Julius Klinkhardt.
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Druck und Bindung:
AZ Druck und Datentechnik, Kempten
Printed in Germany 2004
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier
ISBN 3-7815-1323-8

Einleitung 9
Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel

Wissenschaftsforschung, Disziplin Erziehungswissenschaft und Geschlecht ... 16
Edith Glaser/Karin Priem

1 Theoretische Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung

DerDieDas Subjekt und die Welt – Bildungstheoretische Beiträge 33
Dorle Klika

Zwischen Eigenem und Fremden – Phänomenologische Beiträge 47
Johanna Hopfner

Das Geschlecht als semiotischer Unterschied – Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 58
Rita Casale/Sabina Larcher

Diskurstheoretische Zugänge in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 76
Karin Amos

Zwischen Gender-Gesichtspunkten gleiten – Perspektivitätstheoretische Beiträge 90
Annedore Prengel

Theorien der Differenz – Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse .. 102
Barbara Rendtorff

Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion 112
Christiane Micus-Loos

Geschlecht als psychische Realität – Psychoanalytische Beiträge 127
Luise Winterhager-Schmid

Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? 146
Carol Hagemann-White

Generationentheorien und erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung 157
Friederike Heinzel

Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge 175
Hannelore Faulstich-Wieland

Systemtheorie und Geschlechtertheorie 191
Vera Moser

Der Blick auf evolvierte Verhaltensstrategien:
Anregungen aus der Soziobiologie 200
Annette Scheunpflug

Kulturtheoretische Perspektiven auf Geschlecht und
Geschlechterverhältnisse 215
Barbara Friebertshäuser

Arbeit und soziale Ungleichheit – Gesellschaftstheoretische Beiträge 237
Doris Lemmermöhle

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von
Geschlecht und Sexualität – Herausforderungen der Queer Theory 255
Jutta Hartmann

Männerforschung und Erziehungswissenschaft 271
Edgar Forster/Markus Rieger-Ladich

2 Bildungshistorische Zugänge der Frauen- und Geschlechterforschung

Von der klassischen Sozialgeschichte zur
„Sozialgeschichte in der Erweiterung“ 287
Elke Kleinau

Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung als Ideengeschichte 303
Brita Rang

Historische Genderforschung und „cultural turn“ 322
Meike Sophia Baader

Klassikerinnen 337
Margret Kraul

3 Gender in Teildisziplinen und Handlunsgfeldern

Gender in der Familienerziehung 349
Christiane Micus-Loos/Yvonne Schütze

Gender im Kindergarten 361
Dagmar Kasüschke

Gender in der Primarstufe des Schulwesens 372
Astrid Kaiser

Gender in den Sekundarstufen 389
Elke Nyssen

Gender in den Fachdidaktiken 410
Hanna Kiper

Gender in der Sonder- und Integrationspädagogik 425
Ulrike Schildmann

Gender in der Interkulturellen Pädagogik 436
Marianne Krüger-Potratz/Helma Lutz

„Dolle Deerns", „PfundzKerle" und „MezzoMezzo" –
Gender in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit 448
Margitta Kunert-Zier

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe 461
Maria Bitzan

Jungen- und Männerarbeit 477
Edgar Forster

Gender in der Berufsbildung 491
Antje Bredow

Gender in der Erwachsenenbildung 502
Anne Schlüter

Gender Studies: Feministische Perspektiven in Studium und Lehre 515
Ingrid Schacherl

Gender in derLehrerInnenbildung und Schulentwicklung 523
Christine Biermann/Barbara Koch-Priewe

Psychosoziale Beratung und Genderrelation 540
Ruth Großmass/Christiane Schmerl

Gender und Medienpädagogik 557
Agi Schründer-Lenzen

Gender Mainstreaming – Perspektiven für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 574
Birgit Schaufler

4 Methodologie und Forschungszugänge

Methodologie und Gender 587
Ulrike Popp

Geisteswissenschaftlich- und sozialwissenschaftlich-hermeneutische Zugänge 599
Regina Mikula/Andrea Felbinger

Objektiv hermeneutische Zugänge 610
Merle Hummrich

Tiefenhermeneutische Zugänge 622
Regina Klein

Ethnographische Ansätze 636
Helga Kelle

Biographieforschung – Erziehungswissenschaft – Genderforschung 650
Heide von Felden

Quantitative Zugänge 663
Ulrike Popp

5 Anhang

Sachregister 681
Namensregister 693
AutorInnenverzeichnis 703

Psychosoziale Beratung und Genderrelation

Ruth Großmaß/Christiane Schmerl

Professionelle Beratung als ein eigenständiges Unterstützungsangebot in Fragen der beruflichen Entwicklung, der persönlichen Lebensführung oder als Hilfe in persönlichen Krisen ist heute in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern anzutreffen: in der Jugend- und Familienhilfe, im Bildungsbereich, in der Gesundheitsvorsorge, aber auch als Serviceleistung von Selbsthilfeorganisationen (z.B. AIDS-Beratung) sowie in Trägerschaft von Gruppen der neuen sozialen Bewegungen (z.B. Frauenberatung, Migrantenberatung). Die Beratungsangebote, die in diesen Feldern anzutreffen sind, unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht; die Trägerschaft reicht von Landesministerien, über Wohlfahrtsverbände und Landeskirchen, über Kommunen und Bildungseinrichtungen bis hin zu kleinen Vereinen. Entsprechend unterschiedlich ist die Finanzierung, der Etablierungsgrad und die Lebenswelt, auf die sich das Angebot jeweils bezieht. Gemeinsam dagegen ist all diesen Beratungsangeboten, dass die beraterische Praxis auf sozialwissenschaftlichen Kenntnissen und Konzepten basiert, also mit interdisziplinären Wissenschaftsbezügen umgeht und dass in der Regel in multiprofessionellen Teams gearbeitet wird (vgl. Thiel, Brückner & Beck 1991, S. 13); Beratung erfolgt in Kooperation von SozialarbeiterInnen, (Sozial-) PädagogInnen, PsychologInnen und SoziologInnen. Schaut man darauf, um was es in den unterschiedlichen Beratungsprozessen jeweils geht, dann zeigt sich zudem eine bedeutsame inhaltliche Gemeinsamkeit: alle Beratungsthemen lassen sich als Konflikte der individuellen Psyche mit den Bedingungen, Anforderungen und Zumutungen der sozialen Lebenswelt verstehen; und alle Beratungsprozesse können als (Neu-)Verknüpfung des Psychischen mit dem Sozialen beschrieben werden. In der Professionalisierungsphase der 70er Jahre hat sich deshalb die Bezeichnung „psychosoziale Beratung" durchgesetzt[1].

1 Zum Verhältnis von Beratung und Gender

Welche Bedeutung kommt nun der Kategorie Gender im Kontext psychosozialer Beratung zu?
Untersucht man das Geschlechterverhältnis in Theorie und Praxis psychosozialer Beratung, so trifft man zunächst auf Zahlenverhältnisse, die auch aus anderen Bereichen sozialer Professionen bekannt sind: Die meisten der in der beraterischen Praxis Tätigen sind weiblichen Geschlechts, in Leitungspositionen sind überproportional Männer vertreten und die Bereiche von Theoriebildung und Wissenschaft sind männlich dominiert. Auf der Seite der Klientel findet sich – die Frauen-

beratungen sowie die wenigen Männerberatungen ausgenommen – eine einigermaßen konstante Geschlechterrelation weiblich/männlich von 60 : 40 % (in den Erziehungsberatungseinrichtungen ist der weibliche Anteil häufig etwas höher, in der Drogenberatung der männliche). In diesen Zahlenverhältnissen drückt sich zunächst einmal nichts Beratungsspezifisches aus; vielmehr spiegelt sich darin die gesamtgesellschaftliche Geschlechterrelation: Soziale Berufe sind klassiche Frauenberufe, und in den beruflichen Hierarchien steigt der Anteil an Männern in der Regel, je höher das Prestige und das Einkommen sind (vgl. Rommelspacher 1989, S. 11f.) – damit ist die Geschlechterverteilung auf seiten der Professionellen erklärt. Krisenmanagement und Beziehungsarbeit sind in den privaten Lebensverhältnissen nach wie vor wesentlich weibliche Aufgaben – das erklärt den großen weiblichen Anteil auf Seiten der Klientel.
Schaut man genauer hin – auf die Entwicklungsgeschichte und die zentralen Themen psychosozialer Beratung – dann zeigt sich allerdings eine sehr viel engere und bedeutungsvollere Verknüpfung von Beratung und Gender, man könnte sogar sagen, von Beratung und Frauenemanzipation. Die folgenden Überlegungen wollen dies verdeutlichen.

2 Ein Blick in die Entstehungsgeschichte von Beratung

Beratung als institutionalisiertes Unterstützungsangebot, das individuell in Anspruch genommen werden kann und sich auf Themen bezieht, die als privat gelten, entsteht in den westlichen Gesellschaften im ersten Drittel des 20. Jhs. D.h. nicht, dass es Beratung vorher in keinerlei Form gegeben hätte – „Alltagsberatung"[2], das Rat suchende, Rat gebende Gespräch zwischen Erfahrenen/Kundigen auf der einen Seite und Unsicheren/Unerfahrenen auf der anderen Seite, ist sicher so alt wie soziale Gemeinwesen überhaupt. Und Beratung als Nebenfunktion einer anderen Aufgabe, z.B. bei Geistlichen, Lehrern oder Professoren existiert schon so lange wie es diese gesellschaftlichen Aufgaben und Rollen gibt[3]. Neu an den um die Jahrhundertwende erstmals entwickelten Vorstellungen für neu einzurichtende Beratungsangebote ist, dass Beratung gerade nicht als Nebeneffekt anderer Tätigkeiten – nachbarschaftliche oder familiäre Alltagspraxis, Erziehung oder Seelsorge – vorgesehen wird, dass nicht an Beistand mit „Rat und Tat" gedacht wird, sondern dass losgelöst von anderen Lebensvollzügen Raum und Kommunikation dafür bereitgestellt werden soll, einzelnen Personen bei persönlichen Irritationen, Schwierigkeiten und Entscheidungskonflikten (Neu-)Orientierung zu ermöglichen. Die Themen, um die es dabei geht, sind zunächst solche, die die Berufswahl[4] betreffen – die neuen Ingenieur- und Dienstleistungsberufe bieten zum ersten Mal so etwas wie eine individuelle Berufswahl. Die Möglichkeiten einen Beruf zu ergreifen, sind zu Beginn des Jahrhunderts zwar noch sehr stark durch die Geschlechtsrollenvorstellungen festgelegt, doch es gibt auch neue Berufs-

möglichkeiten für Frauen: der durch die Frauenbewegung erkämpfte Zugang zur Lehrerinnenausbildung[5] und die entstehenden sozialen Berufe bieten Chancen, aber auch die Technisierung von Buchhaltung und betrieblicher Korrespondenz produziert neue Tätigkeitsfelder – die Sekretärin und das Fräulein vom Amt werden selbstverständliche Rollen des Erwerbslebens.

Auch der zweite Bereich, in dem zu Beginn des 20. Jhs Beratungseinrichtungen gegründet werden, die Erziehungsberatung, ist eng mit der Geschlechterfrage verknüpft, hatten doch die im 19.Jahrhundert verfestigten Vorstellungen von „Geschlechtscharakteren" (vgl. Hausen 1978) die familiäre Erziehung scheinbar unauflöslich mit Mütterlichkeit verbunden – eine Konstruktion, die erst an den Auswirkungen von Industrialisierung und Klassengesellschaft ihren ideologischen Charakter erwies und durch die Erfahrungen des ersten Weltkrieges dann auch für einige Jahre an Plausibilität verlor. 1903 wird die erste (kriminalpsychiatrisch motivierte) heilpädagogische Beratungsstelle gegründet, 1916 entsteht eine weitere in Frankfurt, 1917 in Heidelberg, 1919 in Berlin. Diese ersten Einrichtungen gingen von Kriminalpsychiatern und Ärzten aus und waren Teil der sich etablierenden öffentlichen Fürsorgeerziehung, die sich um ‚auffällige' Kinder und Jugendliche kümmerte. Zu Beginn der 20er Jahre werden dann auch auf der Basis psychoanalytischer und individualpsychologischer Konzepte Erziehungsberatungsangebote entwickelt, in denen es nicht mehr in erster Linie um Diagnostik und Versorgung bereits problematisch gewordener Kinder ging, sondern um Aufklärung und Information von Eltern und Pädagogen[6].

Die Gesundheits- und Sexualberatung[7] – der dritte Bereich, in dem im ersten Drittel des 20. Jhs Beratungsinitiativen entstehen – ist noch deutlicher als die bisher genannten mit Bedürfnissen und Problemen verknüpft, die dem sich ändernden Geschlechterverhältnis zugeordnet werden können: Diskussionen um die „Kameradschaftsehe" sowie eine neue Auseinandersetzung um Geburtenregulierung und Abtreibung. In diesen neuen, individuell zu verantwortenden Themen spiegeln sich Veränderungen der Lebensbedingungen, die es den einzelnen unmöglich machen, weiterhin nach tradierten Werten zu entscheiden, sondern persönliche Werthaltungen und Entscheidungen verlangen. Die Beratungsangebote, die als Antwort auf die damit verbundenen Irritationen entstehen, bemühen sich, Orientierungshilfen zu geben, die individuelle Lösungen ermöglichen, und sie verstehen sich in diesem Bemühen als Bündnispartner ‚moderner' und aus den Zwängen der Tradition „befreiter" Lebensformen[8].

Die Entwicklung von Beratungsangeboten und das Dringlichwerden von Fragen, in denen auch das Geschlechterverhältnis angesprochen wird, stehen in engem Zusammenhang. Es scheinen dieselben gesellschaftlichen Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse zu sein, durch die einerseits Beratungsbedarf und Beratungsinitiativen entstehen und die andererseits die Geschlechterfrage in ungewohnter Deutlichkeit auf die Tagesordnung setzen: Die Auflösung der

ständischen Verortung der Individuen im Sozialgefüge, Bildung als kulturelle Selbstverständlichkeit für *beide* Geschlechter, individuelle Berufswahl und Lebensplanung, Familie nicht mehr als natürliches Geschick, sondern als Lebensform, die mögliche Planbarkeit der Kinderzahl – all diese Merkmale ‚moderner' Lebensführung sind zu Beginn des 20. Jhs zwar keine soziale Realität (schon gar nicht für alle sozialen Klassen), aber sie sind als neue Möglichkeiten vorhanden und als Themen präsent und – sie werden politisch eingefordert: durch die Frauenbewegung, durch die Sexualreformbewegung, durch die reformpädagogische Bewegung. Dass mit den angestrebten Veränderungen auch Verunsicherungen einhergehen, dass neue Formen der individuellen Orientierungshilfe erforderlich werden und so etwas wie Beratungsbedarf gesellschaftlich entsteht, wird in den emanzipatorischen Vorstellungen und Forderungen mitgedacht. Nicht zufällig sind bei der Einrichtung erster Beratungsangebote daher auch dieselben gesellschaftlichen Kräfte anzutreffen, die sich für Modernisierung stark machen. Und es überrascht nicht, unter den Initiator/inn/en für Beratungsangebote auch bekannte Namen der ersten Frauenbewegung wie Alice Salomon, Helene Stöcker und Lida Gustava Heymann anzutreffen.

3 Frauenemanzipation und professionelle Beratung

Um zu verdeutlichen, wie eng in der ersten Frauenbewegung Politik, Sozial- und Bildungsarbeit mit dem Engagement für Beratungsangebote verknüpft waren, soll im Folgenden keine der für ihr Engagement im Sozialen bekannten Frauen ausführlicher dargestellt werden[9]. Vielmehr wird auf das Beispiel einer Feministin zurückgegriffen, die in der Regel weniger mit sozialer Arbeit und der Geschichte von Beratung in Verbindung gebracht wird:
Eine der bekanntesten Vertreterinnen des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung, Lida Gustava Heymann, beschreibt in ihren Memoiren (1941/1977), wie sie als engagierte und vermögende junge Frau mit anderen ‚höheren Töchtern' in Hamburg ab 1896 zunächst einen Mittagstisch für arbeitende Frauen aus dem Proletariat nebst einem Kinderhort einrichtet und betreut, und wie sich dann daraus – aus dem Bedarf an „Rat und Aufklärung" ihrer Mittagsgäste – eine Beratungsstelle entwickelt. Diese beginnt, in derselben Etage wie der Mittagstisch, mit einer zweimal wöchentlichen ‚Sprechstunde', um dann wegen der großen Nachfrage ein tägliches Beratungsangebot bereitzuhalten, oft bis in die späten Abendstunden. Aus dem Kontext wird klar, dass es sich vor allem um Rechtsauskünfte und -beratungen handelt, die dem Mangel an Wissen über die eigenen Rechte gegenüber dem Arbeitgeber, aber auch gegenüber dem eigenen Ehemann abhelfen sollen. Heymann zieht aus ihren Erfahrungen mit dieser Art von engagierter Hilfe und Beratungsarbeit logische Schlüsse: Ihr wird klar, dass den Frauen zu allererst eine gute Vorbildung für eine mögliche Berufstätigkeit fehlt und

dass sie Wissen über ihre Rechte haben müssen, um sich gegen Ausbeutung und Gewalt (durch Arbeitgeber wie durch Ehemänner) wehren zu können. Sie erkennt durch ihre selbst erworbene juristische Sachkenntnis (als jahrelange Testamentsverwalterin ihres Vaters ist sie mit allen hanseatischen Winkelzügen vertraut), dass die komplizierten Rechtsparagraphen sich in ihrer Unverständlichkeit stets gegen die einfachen Leute wenden, und daher die Funktion einer Beraterin die sein muss, komplizierte Dinge für die Betroffenen begreifbar (und damit angreifbar) zu machen.

Für Lida Gustava Heymann ist die Einsicht in die notwendige Kombination von Bildung/Ausbildung, ökonomischer Eigenständigkeit plus Wissen/Aufklärung über (politische) Rechte ein Ergebnis ihrer eigenen Beratungs- und Hilfe-Tätigkeit. Sie berichtet aber auch stolz, dass obwohl die Zielgruppe und somit der Mehrzahl der Ratsuchenden Frauen gewesen seien, doch auch viele Männer die Beratungsangebote aufgesucht hätten. Sie selbst glaubt, dass die Ursachen für den großen Erfolg dieses ersten ‚Frauenhauses' in drei Gründen liegen: im Gebrauch von Verstand, von Mut und im Vorhandensein ökonomischer Mittel. Als sie mit 35 Jahren noch ein Universitätsstudium aufnimmt, zieht sie sich persönlich aus ihrem ‚Frauenhaus'projekt zurück. Dieser Rückzug aus der praktischen sozialen Arbeit ist jedoch nicht nur darin begründet, dass Lida Gustava Heymann sich weiterentwickeln will; auch die Einsicht, dass die soziale Arbeit zwar einerseits viel Wissen und neue Erkenntnisse produziert, andererseits aber, politisch gesehen, deutliche Grenzen hat, ist ein wichtiges Motiv.

Was kennzeichnet – so lässt sich nach dieser Skizze der Entstehungsgeschichte von Beratung fragen – die erste Phase der Entwicklung von Beratungsinitiativen und wie ist sie mit der Geschlechterfrage verknüpft?:

- Beratungsinitiativen entstehen zu Beginn des 20. Jhs als fortschrittliche bzw. ‚moderne' Antwort auf soziale Missstände; die Missstände, um die es dabei geht, sind eng mit den Geschlechterverhältnissen verknüpft. Beratungsthemen wie Mutterschutz, Kinderversorgung, Paarbeziehung und Geburtenregulierung beziehen sich auf zentrale Konfliktpunkte der in der Umbruchsituation nach dem ersten Weltkrieg neu auszuhandelnden Geschlechterrelation; Beratungsthemen aus den Bereichen Bildung und Beruf tangieren genauso wichtige Anliegen der politischen Frauenbewegung wie Beratung zur rechtlichen Situation.
- Beratungsprojekte in dieser Zeit sind nicht isoliert entstanden, sondern sie sind Teil breiter und vielfältiger Reforminitiativen, zu denen Klinikambulanzen und Gebärhäuser genauso gehören wie Mittagstische, Kulturvereine, Kindergärten und -horte oder Berufsgenossenschaften. Sie sind Produkte politischer Bewegungen, unter denen die Frauenbewegung eine der stärksten ist – und sie werden von den Akteurinnen durchaus in ihrer Begrenztheit wahrgenommen.
- Beratungsarbeit in dieser ersten Entwicklungsphase ist – dies zeigt das vorge-

stellte Beispiel deutlich – noch keine methodisch reflektierte pädagogische oder psychologische Interventionsform. Beratung bedeutet vielmehr in erster Linie Information (über Rechte, medizinische Erkenntnisse, soziale Einrichtungen, Bildungsmöglichkeiten) und Aufklärung (über moderne Lebensvorstellungen und politische wie kulturelle Perspektiven).

Dies ändert sich deutlich in der zweiten Entwicklungsphase von Beratung in den 60er/70er Jahren der 20. Jhs.

4 Die Professionalisierung psychosozialer Beratung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Die hier akzentuierte Entwicklungslinie von Beratung wurde in Deutschland durch den Faschismus unterbrochen, und der zweite Weltkrieg führte dann auch in den anderen westlichen Ländern zu einem Stillstand. Erst nach dem zweiten Weltkrieg fand eine Weiterentwicklung von Beratung statt. In der BRD[10] knüpften die Familien- und Erziehungsberatungseinrichtungen der Kirchen und Wohlfahrtsverbände sowie die Mütterberatungen der Gesundheitsämter an die unterbrochenen Impulse der 20er Jahre an, allerdings eher mit restaurativer Zielsetzung.

Erst in der sozialpolitischen Umbruchphase der 1960er und 70er Jahre, die veränderte Vorstellungen von Erziehungsverantwortung, Selbstentfaltung und individuellen Lebensformen öffentlich sichtbar macht und voranbringt, ist auch im Bereich von Beratung wieder eine Experimentierfreude anzutreffen, die an die Zeit der Weimarer Republik erinnert. Dies führt einerseits zu einem breiten Ausbau von Beratungsmöglichkeiten: Die Erziehungsberatungseinrichtungen werden zahlreicher; Drogenberatung, Schulberatung und Studienberatung entstehen neu; die ‚neue' Frauenbewegung schafft Gesundheitsberatung für Frauen sowie Frauenberatung und -therapie; Pro Familia ensteht. Diese zweite Etablierungsphase von Beratung ist jedoch nicht nur eine des Ausbaus und der Expansion. Wie schon an den neuen Beratungseinrichtungen erkennbar, werden auch neue Themen aufgegriffen, und auch in den bereits etablierten Beratungsterrains werden neue Problemstellungen (Berufsorientierung in Richtung Höherqualifizierung, Schulversagen, neue Verhütungsmittel, Scheidung und Trennungsfamilien, Drogenkonsum, Identitätsprobleme und Selbstverwirklichungswünsche, psychosomatische Probleme u.v.m.) zum Gegenstand von Beratung. Auch in der Art und Weise, wie Beratung angeboten und durchgeführt wird, verändert sich etwas: Die Einrichtungen werden offener, die Räume werden ‚wohnlicher' gestaltet, das Methodenspektrum wird erweitert. Es geht in den Beratungseinrichtungen zwar immer noch um Information und Aufklärung; aber was bis dahin eher Nebeneffekt gelungener Beratungsgespräche war – Kommunikation, die sich der Person ernsthaft zuwendet, verbessert unmittelbar das Befinden – wird nun zunehmend auch explizites Ziel von Beratung: Emotionales Verstehen wird als methodisch

einsetzbare Ressource entdeckt; und die Berater und Beraterinnen bemühen sich um eine Professionalisierung der Gesprächsführung, die diesem Anspruch auch gerecht werden kann.

Diese Innovationen führen auch zu einer anderen Sicht auf die Probleme der Klientel: individuelle Orientierungsbedürfnisse und Probleme lassen sich nun nicht mehr, wie in den Beratungseinrichtungen der 1950er Jahre üblich, unmittelbar aus physiologisch-körperlichen Voraussetzungen oder den sozialen Bedingungen ableiten; die *individuelle Verarbeitung* sozialer und kultureller Anforderungen – die Psyche – wird als wichtige Dimension ‚dazwischen' erkannt. Dieser Entwicklungsschub schafft psychosoziale Beratung im uns heute selbstverständlichen Sinne und verwandelt sie in eine im engeren Sinne psychologische Dienstleistung.

„Beratung zwischen Fürsorge und Therapie" (vgl. Hörmann 1985) – eine neue psychosoziale Interventionsform etabliert sich. Im Reformklima der 70er Jahre wird das Bereitstellen von Beratungsangeboten dann auch zu einer Interventionsform der Sozialpolitik, und so entwickelt sich in der Folge ein differenziertes und diversifiziertes Spektrum von Beratungseinrichtungen. Gerade weil Beratung auch zu einem Instrument der Sozialpolitik avanciert – um soziale Missstände abzumildern, werden Drogen- und Bildungsberatungsstellen geschaffen; um Gruppierungen von sozialen Bewegungen zu befrieden, werden deren Beratungseinrichtungen teilfinanziert – entstehen Beratungseinrichtungen in sehr unterschiedlicher Trägerschaft, mit sehr unterschiedlich sicheren Etats und sehr unterschiedlichen Klientelen.

Bleibt man bei der Beschreibung dieses Professionalisierungsschubes psychosozialer Beratung auf der bisher gewählten Abstraktionsebene und lässt die Ebene der politischen Diskussionen sowie die der konkreten Projektarbeit außen vor, dann kann man – gerade weil sich diese Entwicklung auf beruflichem, meist funktional und damit geschlechtsneutral beschriebenem Terrain abspielt – diese zweite Etappe der Etablierungsgeschichte psychosozialer Beratung darstellen, ohne dass dem Genderaspekt eine besondere Bedeutung zukäme. Dennoch spielt das Geschlechterverhältnis bei den skizzierten Veränderungen und Innovationen eine große Rolle: Wie in der ersten Entwicklungsphase von Beratung stehen auch jetzt Bildung, Erziehung, Sexualität und Reproduktion im Zentrum der Beratungsinitiativen, Themen also, die das Geschlechterverhältnis unmittelbar berühren. Zudem greifen die kulturellen Veränderungen, in deren Kontext sich Beratung weiterentwikkelt, besonders in die weibliche Lebenspraxis ein: Es sind vor allem Mädchen und Frauen, die die erweiterten Bildungsangebote nutzen und sich den Herausforderungen von Selbsterfahrung und Selbstveränderung stellen. Und wie die erste ist auch die zweite Frauenbewegung eine wichtige Schubkraft für die genannten Innovationen (vgl. Gröning 1998, S. 3; Sickendiek, Engel & Nestmann 1999, S. 72–80). Um dies nachvollziehbar zu machen, werden im Folgenden die Innovationen im Beratungsbereich sowie das Interesse gerade der in den 1960er/70er

Jahren aktiven Frauengeneration an psychosozialer Beratung aus der Perspektive der Frauenbewegung beleuchtet.

5 Der Einfluss der Zweiten Frauenbewegung auf die Entwicklung psychosozialer Beratung

Vergleicht man die Beratungsaktivitäten der zweiten Frauenbewegung mit denen der ersten, dann lässt sich feststellen: Zwar haben sich z.T. die Themen verschoben; der legale Zugang zu schonenden Methoden des Schwangerschaftsabbruchs, Schutz vor männlicher Gewalt sowie die generelle Möglichkeit, über das eigene Leben zu bestimmen, stehen nun im Zentrum. Auch die Aktionsformen haben sich – zeitgemäß – verändert; die Motive für Beratungsprojekte und der deutliche Zusammenhang zwischen Politik, Projektarbeit und Erkenntnisgewinn jedoch sind keine anderen als in der ersten Frauenbewegung[11]:

Die ersten Kristallisationspunkte der zweiten Frauenbewegung (die weniger in Vereinen und Verbänden organisiert war und gerade dadurch in der öffentlichen Wahrnehmung einheitlicher operierte als die erste) waren Frauengesprächsgruppen (consciousness-raising-groups), Aktionen gegen den § 218 und die Einrichtung von autonomen Frauenhäusern. Öffentliche Aktionen und Debatten sowie politisch motivierte Projektarbeit waren die wichtigsten Arbeitsformen. Sich selbst zusammen mit anderen Frauen um die eigenen Probleme zu kümmern und aus der institutionellen Bevormundung bzw. aus der Bevormundung durch den eigenen Mann auszusteigen, war das diese Aktivitäten verbindende Motiv.

Die Frauen, die sich in den unterschiedlichen Aktionsfeldern als Nicht-Professionelle und ohne Bezahlung engagierten, hatten sich durch eigene biographische Erfahrung, durch politisches Engagement und durch gegenseitigen Wissensaustausch sachkundig gemacht – eine Sachkunde über weibliche Lebensthemen, die zu der Zeit in Medizin, Psychologie und Pädagogik ohnehin nicht zu finden war. Die Frauenzentren der 1970er Jahre (die Abtreibungsfahrten nach Holland organisierten), die ersten westdeutschen Frauenhäuser in Köln, Bielefeld und Berlin haben nicht nur selbst konkrete Hilfe organisiert, sondern sie haben, da sie möglichst viele Frauen mit ihren Erfahrungen und ihrem Wissen erreichen wollten, ‚natürlich' auch regelmäßig Beratung angeboten und Informationen, Ratschläge und Zuwendung gespendet. In den Frauenzentren wurden – lange vor den heutigen offiziellen 218-Beratungsstellen – ungewollt Schwangere umfassend über Abtreibungs- und Verhütungsmethoden, über Abtreibungsärzte und -kliniken informiert, beraten und sogar dorthin begleitet. In den Frauenhäusern gab es für die dort aufgenommenen Frauen, aber auch für anonyme Anruferinnen und ‚Ehemalige' Beratungsangebote – zu Problemen wie Scheidung, Sorgerecht, Mietfragen, Sozialhilfe, Schulden und Gesundheit (vgl. Gröning 1993).

Grundlage dieser aus der Frauenbewegung entstandenen Beratungsaktivitäten war eine sehr enge, selbstverständliche und politisch motivierte Verknüpfung von Kampf für eigene Rechte, Beratung *und tätiger Hilfe*. Durchaus vergleichbar den Erfahrungen von Lida Gustava Heymann war auch bei diesen Projekten schnell eine Vergrößerung und Ausdifferenzierung nach Funktionen erforderlich – eigene Beratungsstellen für Gesundheitsfragen, für psychische Probleme sowie für berufliche Weiterbildungsmöglichkeiten entstanden. Anders als in dem skizzierten Beispiel aus der ersten Frauenbewegung erfolgte die Gründung dieser (autonomen) Frauenprojekte jedoch nicht aus privaten finanziellen Mitteln, sondern war von Anfang an mit der Forderung nach öffentlicher Förderung (Bereitstellung von Räumen, Einrichtungsgegenständen, Unterhaltszuschüssen, später dann auch Finanzierung von Stellen) verbunden.

Gemeinsam war den Projekten der hohe Anspruch, in der Praxis der Einrichtungen weitmöglichst egalitäre Beziehungen zu etablieren. So war die Qualität des ‚Peer-Counseling', das keine Hierarchien zwischen Ratsuchender und Ratgebender akzeptieren wollte, ausdrücklich gewollt. Es dominierte die ehrlich empfundene und stark motivierende Einstellung des „Tua res agitur", d.h. der realen bzw. potentiellen eigenen Betroffenheit (Gebärzwang, Gewalt in intimen Beziehungen) jeder in diesen frühen Frauenprojekten mitarbeitenden Frau. Die gelebte und selbst erfahrene Alternative eines möglichen ‚schwesterlichen', sich identifizierenden Umgangs zwischen Beratender/Helfender und Beratener/Hilfe Suchender war enthusiasmierend und in vielfacher Hinsicht erkenntnisfördernd: Nicht nur das heute zur Verfügung stehende Wissen über Gewalt in intimen Beziehungen und über Missbrauch an Kindern hatte in den Frauenzentren und -häusern seinen Ausgangspunkt; auch die Kritik an der rollenkonformen Zurichtung von Frauen durch Psychiatrie und Psychotherapie sowie die Auseinandersetzung mit der schulmedizinischen Behandlung von ‚Frauenkrankheiten' nahm hier ihren Anfang (vgl. Bock & Schmerl 1978; Blessing 1992; Gröning 1993, S. 239; Schmerl 2002).

Mit wachsender Erfahrung und zunehmender Professionalität war die Vision einer prinzipiellen ‚Gleichheit' von Betroffenen und Ratgebenden/Helfenden nicht mehr aufrecht zu erhalten, und von einem bestimmten Punkt der Entwicklung an auch nicht mehr realitätsangemessen[12]. Der Selbsthilfecharakter der Projekte trat zurück; erreichte Studienabschlüsse und erworbene Zusatzausbildungen führten zur Professionalisierung der dort tätigen Frauen[13], und auch die Angebote und die Arbeitsweise der Einrichtungen wurden professionalisiert[14]. Diese Veränderungen bedeuteten jedoch keine Rückkehr zu den alten autoritären Verhältnissen zwischen Ratsuchenden und Ratgebenden. Auch die heutigen Frauenberatungs- und Therapieeinrichtungen, die Mädchenberatungen und die nach wie vor existierenden autonomen Frauenhäuser, die Frauennotrufe und die Wildwasserberatungsstellen arbeiten nach Konzepten, in denen Parteilichkeit und der Subjekt-

status der Ratsuchenden eine große Rolle spielen. Die berufliche Professionalisierung allerdings hat in den letzten 25-30 Jahren in allen Frauenprojekten, die heute Beratung und Hilfe anbieten, Einzug gehalten, und das persönliche Engagement der dort Tätigen ist damit nicht geringer geworden.
Mit den hier nur kurz benannten Spezifika feministischer Projektarbeit im psychosozialen Feld war die Frauenbewegung in mehrfacher Hinsicht impulsgebend für wichtige Veränderungen im Beratungsbereich:

- Allein die Tatsache, dass in der Frauenbewegung Beratungsangebote entstanden sind, die den Frauen, die dieses Angebot in Anspruch nahmen, unabhängig von (androzentrischer) wissenschaftlicher Schulmeinung und amtlicher Kontrolle Informationen, Erfahrungsaustausch und Orientierungshilfe zur Verfügung stellten, hat die Beratungslandschaft verändert. Die Frage nach der Angemessenheit des jeweiligen Angebotes für die es mehrheitlich nutzenden Frauen wurde nun auch in den anderen Einrichtungen gestellt; Arbeitsschwerpunkte ‚Frauen' entstanden (vgl. exemplarisch Großmaß 2000, S. 50-60), und konzeptionelle Anforderungen an die Beratungsarbeit mit Frauen konnten formuliert werden (vgl. Kypke & Voss 1991; Vogt 1997).
- Die Erkenntnis, dass es notwendig ist, den Frauen für den Austausch untereinander, für Information und Beratung eigene Räume (jenseits des kontrollierenden, diskriminierenden männlichen Blicks) zu schaffen, hat die Aufmerksamkeit stärker als bei anderen Initiativen darauf gelenkt, dass *jede* Beratung eines *Raumes* bedarf: offen (für diejenigen, denen das Angebot gilt) und zugleich geschützt (vor dem kontrollierenden oder diskriminierenden Blick). Die Diskussion um die mit diesem Anspruch verbundenen Fragen – ‚männerfreie Räume', autonome Projektarbeit versus Arbeit in den Institutionen, feministische Beratung/Therapie[15] – hat den ganzen Etablierungsprozess feministischer Projekte begleitet. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse gelten strukturell für jedes professionelle Beratungsangebot: Beratung benötigt eigene Räume, wobei es nicht nur um die Räumlichkeiten im engeren Sinne geht, sondern auch um den *soziokulturellen* Raum des Beratungsangebotes und um seine Positionierung im *öffentlichen* Raum (vgl. Großmaß 2002), denn davon hängt es ab, wen das Angebot erreicht und ob Beratung im Sinne individueller Neuorientierung geleistet werden kann.
- Dass Engagement in der sozialen und pädagogischen Praxis Erkenntnisse über die Lebensverhältnisse und Handlungspotenziale derer produziert, denen man Hilfe und Beratung anbietet, war bereits (s. Lida Gustava Heymann) eine Erfahrung der ersten Frauenbewegung. Auch die zweite Frauenbewegung hat diese Erkenntnisquelle zu nutzen gewusst und zeitweise sogar als erkenntnisleitende Methode feministischer Wissenschaft diskutiert (vgl. Mies 1978). Das Wissen, das in Prozessen wechselseitiger Beratung und in psychosozialen Beratungsangeboten gewonnen werden konnte (über Gewalt in der Familie, sexu-

elle Ausbeutung von Frauen und Kindern, über die Institution Klinik und über die Geschlechterkultur in Institutionen), bezog sich sehr häufig auf verdeckte oder verleugnete soziale und/oder kulturelle Sachverhalte. Dass Beratung diese Potenz des Erkenntnisgewinns hat, ist erst durch die feministischen Projekte deutlich geworden. Dass dies generell auch für die berufsbezogene Beratung, für Supervision gilt, darauf hat Katharina Gröning (1998) verwiesen.

- Für die Konzeptionalisierung von Beratung als *psychosozialer* Beratung schließlich haben die feministische Kritik und Projektarbeit entscheidende Beiträge geleistet. Die zentrale Richtung feministischer Wissenschaftskritik zielte ja einerseits auf den Androzentrismus (gerade auch der Humanwissenschaften), andererseits auf die Festschreibung kultureller Weiblichkeitsbilder als ‚natürlich'. Die in den 1970er Jahren *neue* Unterscheidung zwischen biologisch-körperlichem Geschlecht (sex) und sozio-kulturellem Geschlecht (gender) ermöglichte, viele Probleme und spezifisch weibliche Bewältigungsstrategien, die als quasi-genetisch vorbestimmt galten, auf Sozialisation und geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zurückzuführen. Und so setzte auch die Beratungsarbeit in den Projekten an psycho-sozialen Bedingungen an. „Insgesamt trug und trägt die feministische Forschung wesentlich zur Durchsetzung des ‚psychosozialen Modells' von Problemen und Störungen, wie sie in Beratungsstellen bearbeitet werden, bei. So wurden z.B. Vorstellungen des ‚medizinischen Modells' zur defizitären Wesenhaftigkeit von Frauen oder ‚angeborener' Schwäche, androzentrische Auffassungen z.B. tiefenpsychologischer Orientierungen von Abhängigkeit und ‚Hysterie' als Ursache von Beziehungsproblemen widerlegt." (Sickendiek, Engel & Nestmann 1999, S. 74)

6 Die Bedeutung von Gender in Beratungsprozessen

Blickt man auf die bis zu diesem Punkt ausgeführten Überlegungen zurück, dann lässt sich für die Entstehungsgeschichte von Beratung wie für deren Professionalisierung eine enge Verknüpfung mit der Geschlechterrelation konstatieren. So sind nicht nur die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen für Beratung dieselben wie für die Form der politischen und theoretischen Thematisierung von Geschlecht, die wir heute mit der Kategorie ‚Gender' verbinden. Auch auf der Ebene praktischer Projektarbeit und Initiativen sind Verbindungen gegeben: von beiden Frauenbewegungen sind zentrale Impulse für die Entwicklung von Beratungsangeboten und -konzepten ausgegangen.

In dem, was in heutigen, professionalisierten Beratungseinrichtungen geschieht, dürfte daher – allein auf Grund des gemeinsamen Ursprungs in Modernisierungseffekten – ‚Gender' gleichfalls von Bedeutung sein. Und so überrascht es nicht, dass auch heute in Erziehungsberatung, Berufsberatung, Studienberatung, Sexual-

beratung und Stadtteilberatungen Themen mit deutlicher Nähe zur Geschlechterrelation anzutreffen sind: Partnerschaftsprobleme, Unsicherheit in der sexuellen Identität, Schwangerschaftsabbruch, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Kinder in Patchworkfamilien, Traumatisierung durch sexuelle Gewalt, Karrierechancen in akademischen Berufen. Auf dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen ist die Bedeutung solcher Themen leicht nachzuvollziehen, denn Beratung beschäftigt sich mit Orientierungsproblemen der Individuen hinsichtlich der (sich weiterhin schnell verändernden) gesellschaftlichen Anforderungen – und das Geschlechterverhältnis steht nach wie vor im Zentrum des Prozesses soziokultureller Umstrukturierung. Die Bedeutung des Gender-Aspektes in Beratungsprozessen bleibt jedoch nicht auf diese thematisch-inhaltliche Seite beschränkt. Wenn man sich die konkreten Kommunikationsabläufe eines Beratungsgespräches vor Augen führt, wird eine weitere Ebene deutlich: Beratung ist ein Kommunikationsprozess, der sich an der Perspektive und den persönlichen Verarbeitungsmodi der ‚Ratsuchenden' ausrichtet, denn nur dann kann wirklich Orientierungshilfe geleistet werden. D.h. bei jeder Beratung geht es darum, zunächst einmal Kontakt zu der Person herzustellen, die die Beratungseinrichtung aufsucht. Im nächsten Schritt muss eine Situation geschaffen werden, die es dieser Person mit ihren milieuspezifischen Bedürfnissen und ihren individuellen Unsicherheiten ermöglicht, sich mitzuteilen; schließlich geht es in einem weiteren Schritt darum, ihr Anliegen und ihre individuelle Ausgangssituation zu *verstehen*. Die Beziehungsdimension, die im Beratungsprozess jeweils aktivierten emotional besetzten Beziehungserfahrungen eingeschlossen, ist deshalb das für jede Beratung wichtigste Arbeitsmedium. Das Geschlecht der beteiligten Personen, Irritationen und Fixierungen der sexuelle Identität, sexuierte Erfahrungsräume sowie die latenten Geschlechtsbedeutungen der Sprache – kurz: Gender – sind daher in jeder Beratungssituation präsent.

Diese, in der professionellen Praxis bis dahin weitgehend verdeckten Gender-Aspekte sichtbar und einer Konzeptionalisierung zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst der feministischen Theoriebildung und Projektarbeit; sie sollen deshalb dem die Projektarbeit begleitenden Reflexionsprozess folgend skizziert werden:

- Der deutlichste und inzwischen in vielen Kontexten formulierte Punkt (vgl. exemplarisch Kypke & Voss 1991) betrifft die sozialwissenschaftliche Einbindung von Beratung und ergibt sich aus dem Wissen, das feministische Projektarbeit und Forschung über die psychosozialen Effekte der Geschlechterhierarchie verfügbar gemacht haben. Geschlechtsspezifische Sozialisation, geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, kulturell produzierte weibliche Selbstentwertung, Heterosexualität als generelle Norm, sexuelle Diskriminierung und Gewalt – all diese Themen spielen in den individuellen Orientierungsproblemen eine Rolle, die Gegenstand von Beratungsprozessen sind. Und es ist auch hier

die feministische Diskussion, die darauf hingewiesen hat, dass es zur notwendigen Qualifikation von Beraterinnen und Beratern gehören muss, über die entsprechenden sozialwissenschaftlichen Kenntnisse zu verfügen und sie in angemessener Form in Beratungsgespräche einbringen zu können. Auch Beratungsangebote für Männer und die Arbeit mit Kindern und Familien haben von dieser Einsicht profitiert.

- Auch auf die Bedeutung der Geschlechterrelation für die Beratungs*situation* und den Kommunikations*prozess* hat die feministische Debatte aufmerksam gemacht. So steckt in der Diskussion um das Herstellen „männerfreier Zonen" für die Beratung von Frauen die Wahrnehmung der psychosozialen Auswirkungen der gesellschaftlich gegebenen Geschlechterhierarchie. Dies zunächst einmal in dem unmittelbaren Sinne, dass es den Frauen in ‚weiblichen' Umgebungen leichter fiel, über Irritierendes, Belastendes, manchmal auch Beschämendes zu sprechen – Kommunikation ist ein durch die Anwesenheit und das Verhalten von Personen sexuierter Raum, und der ‚weibliche' Kommunikationsraum hat in vielen Bereichen von Beratung – nicht nur, wenn es um sexuelle Gewalt geht – die Bedeutung eines Schutzraumes.
- Darüber hinaus wird in dem Konzept „Frauen beraten Frauen" einem weiteren Genderaspekt Rechnung getragen: Die Definitionsmacht dafür, welche Probleme als relevante gelten, welche Erklärungen herangezogen werden dürfen und welchen Stellenwert individuelle Erfahrungen haben, liegt auf Grund der geschlechtshierarchischen Struktur psychosozialer Kommunikation nur dann sicher bei den Frauen selbst, wenn keine Männer (weder die, mit denen private Beziehungen gelebt werden, noch die professionellen Vertreter androzentrischen Wissens) anwesend sind. Die Erkenntnis, dass auch in einem informellen offenen Gespräch, in dem Persönliches verhandelt wird, die verwendeten Kategorien, die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata (vgl. Bourdieu 1997, S. 166 f.) des dominanten Geschlechts dominieren, ist in den Konzepten feministischer Beratung enthalten und (durch Ausschluss der Männer) radikal beantwortet.
- Natürlich heißt dies nicht, dass mit dem Herstellen geschlechtshomogener Konstellationen eine Antwort auf alle Probleme gefunden war. In der Praxis der Frauenprojekte wurde eher umgekehrt – gerade dadurch dass sich ‚Gleiche' um ein möglichst egalitäres Beratungskonzept bemühten – ein grundlegendes Problem jeder institutionalisierten Hilfe besonders (schmerzlich) deutlich: das Machtgefälle, das in jeder Beratungs- wie in jeder therapeutischen Situation gegeben ist. Auch wenn die Beraterinnen nicht „den Expertenstatus" für sich in Anspruch nehmen[16], entsteht nach einiger Zeit ein Gefälle zwischen Beraterinnen und Klientinnen, das sich aus der unterschiedlichen Verteilung von Wissen, Kommunikationssicherheit und Vertrautheit mit dem Setting ergibt (vgl. Großmaß 1986, S. 15f.) – ein Gefälle, durch das sich institutionelle

Macht und Definitionsmacht zunehmend auf der Seite der Beraterinnen konzentrieren. Dies als unvermeidbar zu erkennen, war eine Voraussetzung dafür, die Professionalisierung der Projektarbeit zu akzeptieren (d.h. entsprechende Ausbildungen zu machen und in die Berufsverbände einzutreten) und damit auch zu befördern. Möglich wurde dadurch die Entwicklung von berufsethischen Standards, die den respektvollen Umgang mit der professionellen Beziehungsmacht einfordern: Transparenz des methodischen Vorgehens in der Beratung, Respektieren von persönlichen Grenzen, Ausschluss jeglicher Form von Sexualität, berufsbegleitende Supervision auch hinsichtlich der Genderrelation – und dies nicht nur für die feministischen Projekte, sondern für Beratungs- und Therapiearbeit generell.

- Mit der Professionalisierung der Beratungsarbeit stand auch die Frage an, ob es fachliche Theorien über die Struktur psychodynamischer Prozesse und das methodische Know-How gibt, worauf (im Wissen um die erarbeiteten Genderaspekte in Beratungsprozessen) für die Praxis zurückgegriffen werden kann. Die Konzepte, die hierfür zur Verfügung stehen, stammen aus dem psychotherapeutischen Kontext. Konstatieren lässt sich heute, dass sich kein psychotherapeutisches Konzept als Leittheorie für Beratung hat durchsetzen können. Durchgesetzt hat sich – wie in der Sozialpädagogik generell – als eine pragmatisch gehandhabte Basiskompetenz die nicht-direktive Gesprächsführung (vgl. Rogers 1972), allerdings ohne dass die zugehörige Vorstellung von psychischer Entwicklung immer geteilt würde. Trotz der heftigen feministischen Kritik an der Psychoanalyse sind neuere (und die feministische Kritik verarbeitende) psychoanalytische Positionen (vgl. Mitscherlich 1990; Benjamin 1990; Gissrau 1993) inzwischen wichtige Bezugstexte für feministische Debatten über die männliche/ weibliche Psychogenese; und das Theorem von Übertragung und Gegenübertragung in Beratungs- und Therapiesituationen findet weitgehend Anerkennung (vgl. Kypke & Voss 1991, S. 76; Freytag 1992, S. 20). Durchgängig erhalten hat sich in der feministischen Beratungspraxis auch eine Präferenz für die Arbeit mit Gruppen (vgl. Kypke & Voss 1991, S. 79; Sickendiek, Engel & Nestmann 1999, S. 75). Doch weiter als diese eher grundlegenden konzeptionellen Entscheidungen reichen die von allen geteilten Gemeinsamkeiten nicht. Zusatzausbildungen und Erklärungsansätze werden aus dem ganzen Spektrum psychotherapeutischer Schulen gewählt – allerdings mit einer weitgehend skeptischen Distanz zu den anthropologischen und psychodynamischen Annahmen, die das Geschlechterverhältnis betreffen.

Abschließend bleibt vielleicht zu fragen, ob die neueren, auf Dekonstruktion setzenden Gender-Diskurse die psychosoziale Beratung gar nicht erreicht haben. Die Frage lässt sich zum einen mit dem Hinweis beantworten, dass die meisten Beratungseinrichtungen nicht in Milieus platziert sind, in denen intellektuelle Debatten und die zugehörigen kulturellen Experimente eine große Rolle spielen

(vgl. Sickendiek, Engel & Nestmann 1999, S. 79). Handlungsanleitend für die Beratungspraxis können die de/konstruktivistischen Ansätze erst dann werden, wenn man sie von der theoretisch-wissenschaftlichen Ebene auf die Praxisebene transponiert. So schlägt Ursel Sickendiek vor, den von Hagemann-White für die Ebene der Sozialforschung formulierten Ansatz des Perspektivwechsels auf Beratung zu übertragen: „Eine Beraterin kann oder sollte demzufolge bewusst zwischen zwei Betrachtungsweisen wechseln: In der einen Perspektive nimmt sie das für Frauen nachteilige Ergebnis der Konstruktion ‚Frau' in seiner Unterscheidbarkeit vom ‚Mann' als Tatsache ernst. In der zweiten Sichtweise interpretiert sie die Benachteiligung von Frauen – und die entsprechenden Fakten des Einzelfalls – im Licht des Konstruktivismus und entwirft mit ihren Klientinnen Gegenstrategien ..." (Sickendiek, Engel & Nestmann 1999 S. 79). Für Beraterinnen steckt in einem solchen Konzept vor allem ein Instrument zur Reflexion der eigenen Praxis, denn der Beratungsprozess selbst ist ja in gewisser Weise als ein ‚Dazwischen' definiert: als eine Balance zwischen der Affirmation von Identität und dem Öffnen von Perspektiven für Neues.

Anmerkungen

1 Da die Interdisziplinarität der Referenzdisziplinen auf der Wissenschaftsebene nicht ähnlich weit gediehen ist, ist in manchen Kontexten nach wie vor auch von „psychologischer Beratung" oder „pädagogischer Beratung", gelegentlich auch von „soziologischer Beratung" die Rede. Diese Perspektiven ermöglichen es, den spezifisch psychologischen, pädagogischen oder soziologischen Zugang zum Beratungsgeschehen deutlich zu machen, nicht aber das Phänomen Beratung wirklich zu erfassen.

2 Zur Abgrenzung von informeller, alltäglicher Beratung, halbformalisierter (an andere Funktionen und Aufgaben gebundener) Beratung und professioneller Beratung vgl. Sickendieck, Engel & Nestmann 1999, S. 21-23.

3 Allerdings werden auch diese beiden Formen von Beratung erst als solche thematisiert, seit es Beratung als eigenständiges Angebot gibt. Ein schönes Beispiel hierfür: Der immer wieder als Ausgangspunkt der Beratungsdiskussion in den 60er/70er Jahren bzw. als Grundlage pädagogischer Beratung zitierte Vortrag von Klaus Mollenhauer (1965) entwickelt Beratung als pädagogische Funktion von Lehrern bzw. in der Erziehung generell in der Auseinandersetzung mit der wachsenden Nachfrage und dem Ausbau der Erziehungsberatungseinrichungen.

4 In Deutschland hat die Berufsberatung seit dem Ende des ersten Weltkrieges eine offizielle, per Erlass geregelte Grundlage: Vgl. Schnautz, 1981, S. 136.

5 Zur Entwicklung des Lehrerinnenberufs s. Huerkamp 1999.

6 Zur Geschichte der Erziehungsberatung s. Abel 1998.

7 Zur Geschichte der Sexualberatung s. von Soden 1988, S. 62-90.

8 Der Zusammenhang von Modernisierungsprozessen, Krisen des Individuums, die als psychische erlebt werden und der Entstehung von Beratungsbedarf ist ausführlicher behandelt in Großmaß 2000, S. 116-135.

9 Dass ‚Helfen' für Frauen auf Grund der zugewiesenen Geschlechterrollen naheliegt, wenn gesellschaftliches Engagement ansteht (vgl. Rommelspacher 1989), dass soziale Arbeit innerhalb der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung weiblich konnotiert ist, dass auch die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit" zur Stabilisierung entsprechender

Zuschreibungen beigetragen hat – all dies soll dabei nicht vergessen werden. Es geht vielmehr darum, hier den häufig weniger sichtbaren Zusammenhang von emanzipatorischer Politik und psychosozialer Projektarbeit hervorzuheben.

10 Die Entwicklung in der DDR setzte viel später ein und nahm einen anderen Verlauf (vgl. Sickendiek, Engel & Nestmann 1999, S. 27-29) – sie wird hier ausgeklammert.

11 Dies ist insofern durchaus überraschend, als die sich im Aufbruch befindenden Frauen über das Engagement ihrer Großmütter-Generation fast nichts wussten.

12 Zur Debatte um Professionalisierung und Psychologisierung feministischer Beratungsangebote vgl. das Schwerpunktheft der Zeitschrift „beiträge zur feministischen theorie und praxis" (1986) „Neue Heimat Therapie".

13 Zu dem hier angedeuteten Transformationsprozess s. ausführlicher: Großmaß 1986, S. 7-11; zu den damit verbundenen professionellen Problemen vgl. Gröning 1993, S. 238-244.

14 Auch dieser häufig mühselige Transformationsprozess ist dokumentiert und reflektiert worden (vgl. Frauenberatung Wien & Scherl 1991).

15 Auch die ganze Debatte um Frauenprojektarbeit und Ökonomie (vgl. exemplarisch Stahmer 1977), sowie die Kontroverse um ‚Staatsknete' (vgl. exemplarisch Giebeler, Hohmann & Schuhmann 1987) lässt sich als Auseinandersetzung um die Klärung dieser Fragen lesen.

16 Dies war ja der Ausgangspunkt für feministische Selbsthilfe-Projekte, vgl. Psychologinnengruppe München 1977, S. 250.

Literatur

Abel, Andreas: Geschichte der Erziehungsberatung. Bedingungen, Zwecke, Kontinuitäten. In: Körner, Wilhelm/Hörmann, Georg (Hrsg.): Handbuch der Erziehungsberatung Bd. 1. Göttingen 1998, S. 19-51. – Belardi, Nando: Supervision (Praxisberatung). In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Neuwied 2001, S. 1863-1869. – Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe – Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel 1990. – Blessing, Annemie: Geschichte der feministischen Therapie. In: Bilden, Helga (Hrsg.): Das Frauentherapie-Handbuch. München 1991, S. 47-57. – Bock, Ulla/Schmerl, Christiane: Zum Verständnis „feministischer" Therapiegruppen. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 9/10, 1978, S. 128-152. – Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997, S. 153-217. – Frauenberatung Wien/Scherl, Margot: Grenzen grenzenloser Gemeinsamkeit. Teamentwicklung in einem feministischen Projekt. In: Voigt, Diana/Jawad-Estrak, Hilde (Hrsg.): Von Frau zu Frau. Wien 1991, S. 45-55. – Freytag, Gabriele: Grundlagen der feministischen Therapie. In: Bilden, Helga (Hrsg.): Das Frauentherapie-Handbuch. München 1992, S. 11-35. – Giebeler, Cornelia/Hohmann, Angelika/Schuhmann, Cornelia: Über die Unverträglichkeit von Staatsknete, Sozialarbeit und Feminismus. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 19 (1987), S. 79-88. – Gissrau, Barbara: Die Sehnsucht der Frau nach der Frau. Das Lesbische in der weiblichen Psyche. Zürich 1993. – Gröning, Katharina: Beratung für Frauen. In: Neue Praxis 3 (1993), S. 227–248. – Gröning, Katharina: Pädagogische Beratung. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Universität Bielefeld 1998. – Großmaß, Ruth: Feminismus und Therapie. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 17 (1986), S. 7-23. – Großmaß, Ruth: Psychische Krisen und sozialer Raum. Eine Sozialphänomenologie psychosozialer Beratung. Tübingen 2000. – Großmaß, Ruth: Gestaltung von Beratungsräumen als professionelle Kompetenz. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank (Hrsg.): Die Zukunft der Beratung. Tübingen 2002, S. 187-198. – Hausen, Karin: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi (Hrsg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den Bedingungen von Familienformen. Frankfurt/M. 1978, S. 161-191. – Heymann, Lida Gustava, in Zusammenarbeit mit Anita Augspurg:

Erlebtes – Erschautes. Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850-1940. 1941; (neu hrsg. von M. Twellmann) Meisenheim 1977. – Hörmann, Georg: Beratung zwischen Fürsorge und Therapie. In: Zeitschrift für Pädagogik 31, 6 (1985), S. 805-820. – Huerkamp, Claudia: Die Lehrerin. In: Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.): Der Mensch des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1999, S.176-200. – Kypke, Inga/Voss, Hannelore: Feministische Beratung. In: Beck, Manfred/Brückner, Gerhard/Thiel, Hans-Uwe: Psychosoziale Beratung. Klient/inn/en – Helfer/innen – Institutionen. Tübingen 1991, S. 71-81. – Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel Gewalt gegen Frauen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 1 (1978), S. 41-63. – Mitscherlich, Margarete: Über die Mühsal der Emanzipation. Frankfurt/M. 1990. – Mollenhauer, Klaus: Das pädagogische Phänomen „Beratung". In: Mollenhauer, Klaus/Müller, C. Wolfgang (Hrsg.): „Führung" und „Beratung" in pädagogischer Sicht. Heidelberg 1965, S. 27-41. – „Neue Heimat Therapie", beiträge zur feministischen theorie und praxis. Heft 17 (1986). – Psychologinnengruppe München: Spezifische Probleme von Frauen und ein Selbsthilfe-Ansatz. In: Keupp, Heiner/Zaumseil, Manfred (Hrsg.): Die gesellschaftliche Organisierung psychischen Leidens. Frankfurt/M. 1978, S. 221-265. – Rogers, Carl: Die nicht-direktive Beratung. München 1972 – Rommelspacher, Birgit: Das typisch Weibliche in der Beratung – das organisierte Helfen. In: Hauswirtschaft und Wissenschaft 1 (1989), S. 11-15. – Schmerl, Christiane: Die Frau als wandelndes Risiko: Von der Frauenbewegung zur Frauengesundheitsbewegung bis zur Frauengesundheitsforschung. In: Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra (Hrsg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Bern 2002, S. 32-52. – Schnautz, Rainer: Berufsberatung. In: Rexilius, Günter/Grubitzsch, Siegfried (Hrsg.): Handbuch psychologischer Grundbegriffe. Mensch und Gesellschaft in der Psychologie. Reinbek 1981, S. 135-140. – Sickendiek, Ursel/Engel, Frank/Nestmann, Frank: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze. Weinheim 1999. – Von Soden, Kristine: Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933. Berlin 1988. – Stahmer, Anne: Frauenprojekte – Frauengeschäfte. In: Redaktionskollektiv: Frauen. Frauenjahrbuch '77. München 1987, S. 124-143. – Thiel, Hans-Uwe/Brückner, Gerhard/Beck, Manfred: Beratung: Momentaufnahmen eines professionellen Handlungsfeldes. In: Beck, Manfred/Brückner, Gerhard/Thiel, Hans-Uwe(Hrsg.): Psychosoziale Beratung. Klient/inn/en – Helfer/innen – Institutionen. Tübingen 1991 (=Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis Band 18), S. 11-20. – Vogt, Irmgard: Geschlechtsspezifische Aspekte von Beratung – Exemplarische Überlegungen am Beispiel der Suchtkrankenhilfe. In: Nestmann, Frank (Hrsg.): Beratung. Bausteine für eine interdisziplinäre Wissenschaft und Praxis. Tübingen 1997. S. 137-150.